

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 32

Artikel: Das Leben auf dem Klee- und Kohlfelde
Autor: Ramseyer, J.U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in Brasilien gab er anlässlich eines Europaufenthaltes in einem Vortrag, gehalten vor der geographischen Gesellschaft in Bern im Juni 1899. Dieser Vortrag, betitelt „Naturwunder der Insel Marajó im Amazonasstrom,“ findet sich in der „Schweiz“ IV. Jahrgang, Heft 24 und 25 abgedruckt. Die Insel Marajó liegt im Mündungsdelta des Amazonas. Sie ist biologisch außerordentlich interessant. Ihre riesigen Urwälder, die mächtigen Grassteppen, die Seen und Tümpel und Wasserströme, das äquatoriale Klima, diese Faktoren bieten einer großartig mannigfaltigen Tierwelt das Optimum der Existenzbedingungen. Auf zahlreichen Expeditionen lernte Göldi diese Tierwelt kennen. Brasilien ist die Heimat der Brüllaffen; sie kommen auf Marajó in außerordentlich großer Zahl vor, so daß sie die ersten Eindrücke des Reisenden stark mitbestimmen. Der charakteristische Vertreter der Raubtierfamilie ist der Jaguar. Doch lassen wir hier Göldi selber sprechen, um unsern Lesern von seiner Forscherarbeit einen Begriff zu geben.

„Dasjenige Raubtier aber, welches dort unser Interesse in hervorragendem Grade wachzuhalten imstande ist, bleibt zweifelsohne der Jaguar, der in der Nordosthälfte von Marajó unbestreitbar eine bis zum heutigen Tage häufige Erscheinung bildet. Dies gilt zumal für den atlantischen Saum, dann aber auch für die demselben vorgelagerten physiognomisch- und genetisch identischen Inseln des Flechas, Mexiana und Cavianna. Für Mexiana konnte schon Wallace die Häufigkeit des Jaguars konstatieren; ich weiß aus neueren Erkundigungen an Ort und Stelle, daß seit den 50er Jahren in dieser Hinsicht keine wesentliche Veränderung Platz gegriffen hat. Der Jaguar, die drittgrößte Raubkatze der Welt, die sich unmittelbar an Löwe und Tiger anreihet, findet dort an der Amazonas-Mündung offenbar ein Zusammentreffen einer Mehrzahl von ihm besonders günstigen Existenzbedingungen: ein großartiges Netz größerer und kleinerer, fischreicher Flüsse, die zu beiden Seiten mit einem Saum vielfach undurchdringlicher Hochwald-Vegetation eingerahmt sind, während ausgedehnte Savannenflächen die Zwischenräume ausfüllen; die großartige Viehzucht, welche seit ungefähr 1½ Jahrhunderten dort einheimisch ist, während doch die menschliche Bevölkerung eine auffallend dünn gesäete blieb. Er ist eben, wie so manche andere Feliden, eine hervorragend glücklich angelegte Natur, indem er im Wasser ebenso gut zu Hause ist, wie auf dem Festland und aus den Terrain-Schwierigkeiten, wie sie Marajó bietet, ebenso viele Vorteile zieht, als der Mensch Nachteile, jedesmal wenn es sich um eine ernsthafte Verfolgung handeln sollte. Der Jaguar schwimmt und taucht wie ein Fisch und das Uebersehen über einen Strom, einen Meeresarm, nach einem Uferwald oder einem Eiland, wo für ihn etwas zu holen ist, bedeutet für ihn nicht nur keine Anstrengung, sondern eher einen auf täglichem Pirschgang mit Vorliebe betriebenen Sport. Den Viehzüchtern schadet er namentlich durch das Schlagen der Kälber und jüngeren Rinder; er holt aber auch nicht ungern etwa einen unvorsichtigen Haushund vom Gehöfte weg, das er nächtlicher Weile zuweilen mit unglaublicher Dreistigkeit umkreist. Ich habe es mir angelegen sein lassen, von zuverlässigen Großgrundbesitzern Erkundigungen einzuziehen über die Größe des von Jaguaren ihrer Viehzucht zugefügten Schadens und bin zu dem Resultate gekommen, daß derselbe längs des atlantischen Küstenstriches jährlich durchschnittlich zwischen ½ bis ¾ % des Gesamtviehstandes zu schwanken pflegt. Dabei gibt es Striche, die besonders geplagt sind; für die vorhin genannten Inseln draußen sind die Verhältnisse wesentlich augenfälliger und bezüglich der Insel Das Flechas hörte ich berichten, daß der dortige Besitzer den Verdruß hatte, seinen kleinen, auf ca. 30 Stück sich belaufenden Viehstand binnen Jahr und Tag von Jaguaren gänzlich vernichtet zu sehen, die vom Festlande herübergeschwommen kamen.

Indessen möchte ich der irrigen Annahme, als hätte man es in jenen Gegenden auf Schritt und Tritt mit dieser stattlichen Raubkatze zu tun, entgegenzutreten. Man kann Wochen

und Monate dort zu Besuch sein, Tag für Tag den Camps in jeder Richtung durchstreifen, ohne auch nur einmal einen Jaguar zu Gesicht zu bekommen.

So erging es mir und meinen Begleitern trotz wiederholten, längeren Aufhalten und ich erinnere mich bloß eines einzigen Falles, wo in den Nachmittagsstunden ein Jaguar an unserem Gehöfte vorüberstrich, wovon wir aber leider die Nachricht erst mit einer Verspätung von mehreren Minuten erhielten. Er ist eben den Tag über weniger agil. Weit öfter stoßen natürlich die Viehhirten mit ihm zusammen auf der Ausübung ihres Handwerkes. Zu hören aber bekommt man ihn auf den Fazendas der Küstenseite zur Genüge in später Abend- und früher Morgenstunde; es trennen uns vielleicht wenige hundert Meter von dem „Tejo“, von welchem das Gebrüll herkommt und regelmäßig konnte ich in einem solchen Haine bei Tage die Stelle konstatieren, an welcher der Jaguar in der vorigen Nacht nach Hauskatzentart seinen Kot eingescharrt hatte; die respektablen Fußballen-Eindrücke in der frischen Erde, die ich mit meiner Hand kaum zuzudecken vermochte, ließen keinen Zweifel aufkommen. Das zerstreut herumstehende Vieh, von dem bloß eine Anzahl junger Kälber über Nacht in die Gehege eingetrieben werden, gibt ebenfalls zu verstehen, daß es die Stimme des Erbfeindes kennt; die Kühe werden unruhig, der ausgewachsene Bullen steht vom Boden auf, regt sich kampflustig und erwidert den Fehderuf, die weidenden Pferde spitzen die Ohren.“ (Schluß folgt.)

Das Leben auf dem Klee- und Kohlfelde.

Für Naturfreunde.

Von J. U. Ramsener.

Am sonnigen Seerain bei Wiggiswil grenzt ein großer, blühender Kleeacker an die Landstraße. Auf der andern Seite derselben, auf der Ebene, befindet sich ein großer Kohlacker.

Kein Naturfreund kann jetzt zwischen diesen beiden Aedern vorbeigehen, ohne hier das Leben zu beobachten. Natürlich wird ihn der blühende Kleeacker zuerst fesseln. Wie ein großer Teppich aus roten Rosen erscheint er dem Wanderer, und die saftgrünen Blätter zwischen den Kleeblumen verleihen ihm einen fesselnden Reiz. Noch ist man nicht dabei, bringt einem schon ein Lüftchen den würzigen Honigdust als Gruß entgegen. Noch weiden sich Auge und Nase an Pracht und Duft dieses Aeders, so schmeckt und schnalzt auch schon die Zunge: „Ah — KleeHonig — Naturhonig!“ Unwillkürlich denkt man sofort an die Honigsammler. Die Ohren melden dienstfertig: „Die Bienen sind schon an der Arbeit, hört, welch ein gewaltiges Gekumm man vernimmt!“

Die weithin leuchtenden, roten Kleeblumen und ihr herrlicher Duft haben eine unendliche Zahl Honiggäste aller Art herbeigelockt. Vorab die Bienen, die den Honig auch für das beliebte Honigbutterbrot sammeln. Sie sind mit Rüsselchen und Blütenstaubkörbchen in voller Tätigkeit. In eifriger Hast geht es von Blume zu Blume, tauchen sie ihr Saugröhrchen in jede Blüte, und die stinken Füßchen bürfen dabei den Blütenstaub in die Körbchen am Hinterfüßchen. Auf der nächsten Kleeblume trägt eine Biene schon bald erbsengroße Höschchen, und doch macht sie noch keine Miene, damit heimzukehren. Ihr Rüsselchen war eben weniger glücklich. Aus gar vielen Blüten hatte schon ein anderer Honiggast den Honig genascht. Gleichwohl ist sie der Blume für jedes Tröpfchen Honig dankbar, und da jede Blüte gern befruchtet sein will, besorgt sie dies; eigentlich ohne es zu wollen, bestreicht sie die Blüten mit dem anhaftenden Blütenstaub. Das tun auch die Hummeln; aber auf das Butterbrot liefern sie keinen Honig.

Wegen den Bienen bleibt aber niemand auf der Straße stehen, auch wegen den vielen Schmaroherbienen nicht, die

den Honigbienen den Honig aus den Blumen vorwegstehlen. Ihr Treiben ist ebenso eifrig, als das ihrer langstieligen Maden, die in Sauchekästen haufenweise zu sehen sind. Darum heißen sie bei den Bauern auch Sauchebienen, auch Saurreißer.

Was den Blick des Wanderers heute in Anspruch nimmt, das ist eine großartige Massenhochzeit des weißen Flattervolkes, der Kohlweißlinge. Honigküstern kamen sie zu hunderten hergefackelt, um ihrem Gelüsten zu fröhnen und nebenbei lustige Gesellschaft zu finden; denn sie alle sind eben auch sehr liebelüstern.

Wie an einem Balle dreht und flattert es da durcheinander, zu zweien oder gruppenweise, wie es sich trifft, stumm zwar, jedoch voll Lebens- und Liebeslust. Jeder Flügel Schlag dieser Lufttänzer ist ein stiller Sauchzer.

Mit ausgebreiteten Flügeln, scheinbar Honig saugend, sitzt so ein Flatterfräulein auf einer Blume und wartet und schielt auf einen der vielen Flatterjünglinge. Bald kommt so ein Kohlweißlingsmännchen dahergeflogen; in immer kleiner werdenden Bogen umwirbelt es seine Auserwählte, bis es mit einem Füßchen diese berührt. Das Weibchen will sich aber nicht so stellen, als hätte es hier auf ein Männchen gewartet. — Nein, es soll regelrecht um sie werben; ein zu großer Reiz liegt in dem Umworbensein. Das tut denn der weißgeflogelte Herr mit immer kühner werdendem Angestüm. Von seiner Werbung beglückt und von eigenen Liebesgefühlen überwältigt, erhört es den Liebesbettel.

Kalt verläßt das Männchen nach der Hochzeit sein Weibchen; keinen Augenblick bekümmert er sich noch um sein Schicksal, läßt es in den Tagen der Not allein. Wie ganz anders treiben es die Vögelmannchen!

Das Kohlweißlingsmännchen kehrt nach der Begattung zu den Honigblumen zurück und stärkt sich am Honig. Erwacht die Liebe wieder, so gibt es noch so viele Hochzeiten, bis es sich entkräftet hat und stirbt. Niemand vermißt es, keine Träne wird ihm nachgeweiht. Es hat lustig gelebt und ist als Fant und Geß gestorben.

Da sich die befruchtenden Weibchen von den Lustspielen absondern und eigene Wege flattern, befinden sich dort die Männchen bald in Uebersahl. Ein Weibchen wird dann von einem ganzen Rudel Männchen umschwärmt. Hoch in die Luft geht der tolle Hochzeitsflug, eine wahre Orgie des Leichtsinns. Das im Mittelpunkt der Hochzeitsgesellschaft befindliche Weibchen erhört von Zeit zu Zeit einen der sie umflatternden Liebesbettel. Ist der letzte Liebhaber weggeflattert, dann kehrt auch das Weibchen wieder auf den Markt der Freude zurück, stärkt sich am Honig, bis ein neuer Hochzeitsflug beginnt.

So tollt und flattert es da über dem Acker, daß es aussieht, wie bei einem großen Schneegestöber, wenn die Schneeflocken durcheinander wirbeln. Gruppen von Schmetterlingen erheben sich, andere tanzen in der Luft und andere lösen sich auf und fliegen wieder zu den Blumen.

Ist endlich das Weibchen voll befruchtet, was in einer Woche nach 20 und mehr Liebesakten der Fall ist, dann können ihm alle Männchen gestohlen werden; es ist des Flirtens und aller Koserei satt. Von Blume zu Blume flattert es, Honig suchend und sich stärkend. Kommt noch ein Begleiter, wird er gar nicht mehr beachtet. Mit einem Körbchen beschenkt, trennt er sich nach einigen Augenblicken von der Spröden.

Ihr Flug wird unsicher; die 80 und mehr Eier in ihrem Leibe wachsen. Bald kommen die Stunden, wo es seine Eier ablegen muß. In so vielen Augenblicken es sie empfangen, in so vielen muß es sie wieder ablegen.

Auf der andern Seite der Straße, auf dem großen Kohlfelde, da wimmelt es auch von Kohlweißlingen. Alle aber fliegen allein, nicht zu zweien oder sogar in Rudeln. Ihr Flug ist matt, schwerfällig, keiner fliegt hoch. Alle Augenblicke taucht einer unter in das Meer der Kohlblätter.

Es sind Weibchen, die sich noch unlängst auf dem Klee Felde voll Lebens- und Liebeslust tummelten.

Jetzt ist der Ernst des Lebens an sie getreten. Aber kein einziger der frühern Umflatterer kommt über die Straße, sich nach ihrem Zustande zu erkundigen und ihr mit Rat und Tat beizustehen. Verlassen sind sie von allen, wie es eben ein Flatterer treibt. Sollten die Verlassenen die leichtsinnigen Weibchen auf der andern Seite nicht warnen? Es würde nichts nützen, und die Art ihrer Werbung wäre Warnung genug.

Zwei schwere Sorgen gesellen sich den eierlegenden Weibchen noch bei. Die Sorge um ihre Nachkommen, so etwas wie Elternliebe, gestattet ihnen nicht, sich rasch auf einem Blatte der Eier zu entledigen. Sie müssen sie gut verstecken, damit die Meisen nicht so bald sie finden; zwar sind die Nachkommen grün, wie der Kohl; aber die Meisen haben scharfe Augen. Auf der Unterseite der Blätter müssen die Eierleger jedes Eilein anheften, sonst würde es auf den Boden fallen. Das versäumt viel. Zudem müssen die Blätter gesund und zart sein, und mehr als 5 bis 6 Eilein dürfen nicht daran gehängt werden. Die Nachkommen dürfen nicht Hunger leiden. Ach, Raupen gibt es! Sie können nicht süßen Honigseim trinken — Kohl müssen sie fressen. Sie können nicht fliegen — Würmer sind es, die kriechen müssen. Glücklich sind die Eltern, daß sie das traurige Lebenslos ihrer Kinder nicht kennen.

Oft findet ein Weibchen zum Eierlegen ein günstiges Blatt — aber es ist schon belegt; es muß weiter flattern und suchen. So sucht es einen Tag, zwei, ja eine ganze Woche; kaum nimmt es sich Zeit, etwas Nahrung aufzunehmen. Ist das letzte Ei gelegt, fällt das Weibchen nicht weit davon an Entkräftung zu Boden und stirbt. Die, welche sich mit ihm freuten auf dem Klee Felde, sind ihm vielleicht schon vorangegangen zum langen Schläfe.

Aus den gelegten Eilein kriechen nach zwei bis drei warmen Tagen winzige Räumchen. Sie kennen ihre Eltern nicht; sie helfen ihnen nie, Waislein sind es. Ihre Eltern könnten ihnen auch nicht helfen, wenn sie schon lebten; sie müssen ja eine ganz andere Lebensweise führen als diese.

Trotz ihrer Flatterhaftigkeit sorgte ihre Mutter vor ihrem Tode noch für die kleinen Kriecher; sie finden den Tisch reichlich gedeckt. Die grünen Räumchen bedürfen kein Schnäpschen, um sich Ehlust zu verschaffen. Der Appetit ist ihr beständiger Begleiter. Davon zeugen zum Leidwesen der Hausfrauen bald die kahl gefressenen Kohlköpfe; sie finden ihn ohne Speck und Schinken vorzüglich.

Umsonst schimpfen die Hausfrauen über die Raupenplage und suchen ihr los zu werden; sie erreichen ihr Ziel nicht. Da, wo sie aber im Winter die Kohlmeisen füttern und ihnen passende Nistkästchen bereit halten, da wissen sie nichts von Raupenplage. Die Kohlmeisen durchstöbern mit ihren Bruten die Kohlpflanzungen und finden die meisten.

Die ausgewachsenen Raupen erreichen eine Länge von 6 cm. Sie fressen nicht mehr, verlassen ihre fette Weide und begeben sich auf die Verpuppungsreise. Tag und Nacht kriechen sie in größter Eile, bis sie einen höhern, festen Gegenstand finden: Häuser, Bäume, Tannen, Zäune. An diesen klettern sie empor, hängen sich fest und machen eine Verwandlung durch. Es ist diese auch eines von den vielen, unsere Bewunderung erregenden Kunstwerke der Natur.

Der Raupenkörper wird ganz neu auf- und ausgebaut. Der Raupenkopf, mit der Fresszange daran, fällt weg. Das neue Tierchen gehört nicht mehr zu den Krautfressern. In der Puppe bildet sich ein zierliches Köpflein mit Fühlhörnern und Rüsselchen; mit diesem kann es nur noch flüssige Nahrung aufnehmen. Meistens trägt es ihn aufgerollt unten am Köpflein. Will es Honig saugen, streckt es ihn in die Blume und saugt ihn auf.

Statt der plumpen Raupenfüße, die auch abfallen, bilden sich leichte, zierliche Spazierstöcklein und obendrein,

als Muttergut, noch Flügel zum Fliegen. Schmetterling heißt das Tierchen wieder. Er weiß natürlich nichts davon, was für ein Scheusälchen es früher war. Die Vögel, die es einst als Lederbissen aussuchten, hat es nicht mehr so zu fürchten; viel lieber nehmen sie die fetten Nachtschmetterlinge. Während ungefähr sechs Wochen verwandelte sich der häßliche Wurm in einen feinen Kohlweißling.

Nicht aus jeder Raupe gibt es wieder einen Schmetterling. In frechster Weise, ohne um Erlaubnis zu fragen, kommen verschiedene Arten Fliegen, auch kleine Wespen, die ihre Eier an die nackte Raupe legen. Wäre sie behaart, könnte dies nicht geschehen. Die ausgeschlüpften Würmchen bohren sich in die Raupe und fressen sie buchstäblich von Innen bei lebendigem Leibe auf. Den Darm verlegen sie nicht, damit die Raupe noch fressen und die Schmarotzer nähren kann. Bei ihrer Verpuppung kommen dann die Schmarotzer hervor: Fliegen und kleine Wespen, Schlupfwespen.

Schlafenszeit.

Vorbei des heißen Tages Fron,
Im Winkel stehn die Schuhe schon.
Noch klebt, wie ich sie hingetan,
Vom Tagwerk feuchte Erde dran.
Ein Blümchen auch, das ich zertrat,
Und Halme einer grünen Mahd.
Nun aber bin ich dem entrückt,
Was Mühsal ist und was beglückt.
Darf alles nun weltabgekehrt
Verschlafen, was den Fuß beschwert.
Und in den Winkel bleibt, o Welt,
Dein Glück auch über Nacht gestellt.

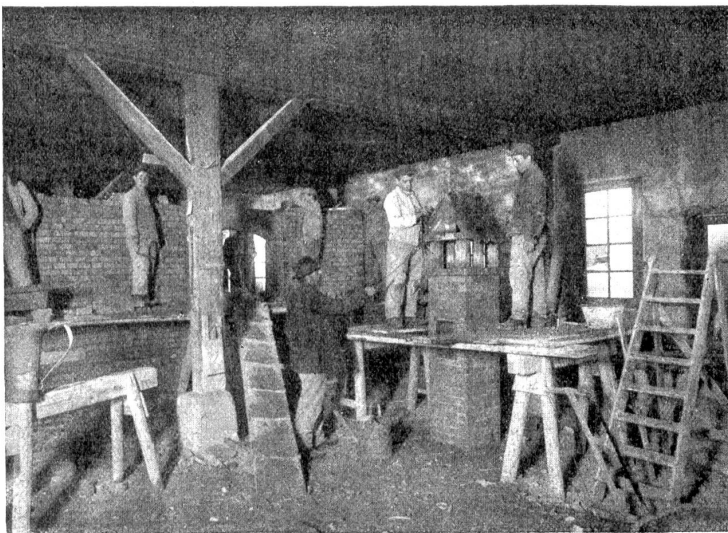
Walter Dietiker.

Förderung des Maurergewerbes.

Bei Ausbruch des Krieges, als das Ausland seine Angehörigen unter die Waffen rief, wurde man so recht gewahr, wie sehr die Schweizer sich dem Maurerhandwerk entfremdet haben. Nicht nur der Maurer selber, auch die Werkmeister und die mit dem Bauhandwerk verwandten Branchen rekrutierten sich allmählich dermaßen aus Ausländern, daß man nur selten mehr Schweizer in ihnen traf. Geradezu typisch wurde der Italiener, der als kleiner, schwächerer Maurerhandwerker in die Schweiz kommt, und sich im Mannesalter als Besitzer ganzer, von ihm erstellter Häuserzüge präsentiert. Die Entfremdung vom Maurerhandwerk wurde in den letzten Jahren nachgerade so groß, daß nur noch höchst selten ein Schulentlassener ihm zugeführt wurde. Seit Ausbruch des Krieges hat nun eine kräftige Bewegung eingesetzt, um dem Maurerhandwerk wieder Schweizer zuzuführen. Sowohl Fachreise als Behörden tun ihr Möglichstes, um diese Wandlung zu vollziehen. In Bern war es die Gewerbeschule der Stadt Bern, die die Initiative ergriff, durch Errichtung eines praktischen Kurses dem Maurergewerbe die Unterlage zu schaffen, die der größte Teil unserer



Praktischer Maurerkurs: Winter-Semester 1916/17.



Praktischer Maurerkurs: Winter-Semester 1916/17.

Berufslehrer bereits besitzt. Vom Schweizerischen Baumeisterverband wurde diese Anregung lebhaft begrüßt, und das Resultat der gemeinsamen Bemühungen war, daß der Regierungsrat des Kantons Bern eine besondere Verordnung über die Berufslehre im Maurer- und Steinhauergewerbe erließ, die am 1. Januar 1917 in Kraft trat.

Bereits wurde ein Kurs abgehalten. Die Resultate sind äußerst zufriedenstellend. Die Zahl der Teilnehmer betrug vierzehn, die Dauer des Kurses sieben Wochen. Der Kurs zerfiel in einen theoretischen und einen praktischen Teil, welcher letzterer auf einem Werkplatz ausgeübt wurde. Die Lehrlinge wurden nicht nur in den ortsüblichen Backsteinverbänden, sondern auch im Einschalen und Verlegen von Trainiertröhen usw. unterrichtet. Den Verhältnissen des Maurerberufs Rechnung tragend, wurde bestimmt, daß die Kurse jeweilen in den Wintermonaten stattfinden sollen.

Die Meisterschaft bringt den Maurerkursen großes Interesse entgegen und verpflichtet die Mitglieder des Fachverbandes, jedes Jahr mindestens einen Lehrling anzustellen. Zudem unterstützt sie den Kurs finanziell dadurch, daß sie die Kosten des praktischen Teiles übernimmt.

H. C.